

Positionen Sozialforschung weiter denken

ISAAC ARIAIL
REED

INTERPRETATION
UND
SOZIALTHEORIE

Leseprobe

Hamburger  Edition

ISAAC ARIAIL
REED

INTERPRETATION
UND
SOZIALTHEORIE

Aus dem Englischen von Ursel Schäfer

Mit einer Einführung von Thomas Hoebel

Leseprobe

Hamburger Edition

INHALT

THOMAS HOEBEL

Hexerei und Sozialforschung	7
-----------------------------	---

ISAAC ARIAIL REED

Einleitung	25
------------	----

1 Wissen	41
----------	----

2 Realität	70
------------	----

3 Utopie	103
----------	-----

4 Bedeutung	130
-------------	-----

5 Erklärung	170
-------------	-----

Epilog	219
--------	-----

Danksagung	229
------------	-----

Bibliografie	231
--------------	-----

ISAAC ARIAIL REED

Einleitung

I

Unser Verständnis davon, was wir über Soziales wissen und wie wir es wissen können – kurz: unser Verständnis sozialen Wissens –, bedarf einer gewaltigen Veränderung. Die Auseinandersetzungen einer ganzen Generation über Postmoderne und Wissenschaft, Relativismus und Objektivität haben unsere Sicht getrübt; beharrlich wurde eine Verbindung zwischen Diskursanalyse und einer Haltung der philosophischen Skepsis und ironischen Distanz gezogen; regelmäßig wurde die Möglichkeit kausaler Erklärungen bestritten, was die Interpretation von Kulturen beeinträchtigt hat; die überwältigende Tendenz, das Problem des sozialen Wissens als eine Frage zu behandeln, ob die Sozialwissenschaften wie die Naturwissenschaften werden können, hatte zur Folge, dass wir uns wesentliche Fragen nicht mehr stellten. Der Raum für epistemologische Argumente in der Sozialtheorie wird mittlerweile durch »Posts« und ihre Gegensätze definiert: Postpositivismus, Poststrukturalismus, Postmoderne, Postkolonialismus. Unabhängig davon, was die »Posts« tatsächlich sind oder nicht sind, ist das Nachdenken über soziales Wissen in dieser manichäischen Darstellung ein Disput darüber, ob die Wissenschaft (und vielleicht die Moderne) gut oder schlecht ist.

Die Forschenden, die tatsächlich eine Form des sozialen Wissens produzieren wollen, erfahren die Dispute von Sozialtheorie und Philosophie oft nicht so unmittelbar, sondern sublimiert in verdrehten Verlautbarungen über Methodik: qualitative gegen quantitative Methoden; strukturierte gegen nicht strukturierte Interviews; teilnehmende Beobachtung gegen Befragungen; kurz gesagt, Tiefe gegen Allgemeinheit. Und so tauchen metatheoretische Auseinandersetzungen über die Konstruktion und Begründung sozialen Wissens als Debatten über gelebte soziale Wirklichkeiten und darüber, mit welchem Forschungsdesign sie erfasst werden sollen, wieder auf.

Die Diskussionen über die Methode sind ganz zweifellos real: Sie markieren signifikante Divergenzen darüber, wie in der Sozialforschung Belege (*evidence*) gesammelt und zusammengefügt werden. Doch in ihren Konnotationen enthalten sie alle das gleiche erkenntnistheoretische Dilemma. Von einem Standpunkt aus gibt es klar und rigoros quantifizierbare, verifizierbare Wahrheiten über soziale Phänomene, und es gibt diejenigen, die es aus welchen Gründen auch immer vorziehen, ihre eigenen interpretierenden Fantasien auf idiosynkratische Daten zu stützen, die sie auf idiosynkratische Weisen gesammelt haben. Vom entgegengesetzten Standpunkt aus bemühen sich »Objektivist*innen« und »Positivist*innen« nicht wirklich um Objektivität, sondern tragen sie lediglich zur Schau. Aus der Sicht der Letzteren verhindert die hartnäckige Orientierung großer Teile der Humanwissenschaften an den Naturwissenschaften ein echtes Verständnis des sozialen Lebens; dieses könne nur erreicht werden durch die von gewissenhafter Humanität getragene Beobachtung, was Menschen tatsächlich tun, sagen, denken und denen erzählen, die Interviews mit ihnen führen.¹

Aber vielleicht sind die starken Gefühle von Verzweiflung und Déjà-vu, die solche Dilemmata erzeugen, gar nicht nötig. Wir können

1 Der Begriff »Humanwissenschaften« hat einen historischen Bezugspunkt in dem intellektuellen Projekt der »Geisteswissenschaften« und damit der Richtungen der deutschen Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts, die einen wichtigen Teil des geistigen Kontexts bildeten, in dem Max Weber seine Definition von Soziologie formulierte. Aber dabei sollen auch aktuellere Auseinandersetzungen über die (bisweilen schädlichen) Wirkungen von Eigenvorstellungen der Disziplin über die Erforschung, wie Menschen in sozialen Gruppen zusammenleben, anklingen. Insbesondere der Soziologe Mayer Zald hat eine prägnante Analyse und Kritik entwickelt, auf welche Weise die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen davon profitieren können, dass sie ihre historisch-intellektuelle Schuld gegenüber den Geisteswissenschaften wie auch gegenüber den Naturwissenschaften anerkennen und Letztere nicht übermäßig als Modell für die Konstruktion von Wissen nehmen. Sein Aufsatz, dessen Ende offen bleibt, lädt nach meinem Verständnis dazu ein, in eine ähnliche Richtung zu denken, wie es in diesem Buch der Fall ist. Siehe Zald, »Sociology as a Discipline«. Eine historische Darstellung der Bedingungen, die zur Entstehung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen, wie wir sie heute in den Vereinigten Staaten kennen, führten, und Argumente dafür, dass diese Form der Organisation der geistigen Arbeit nicht länger adäquat ist, bietet Wallerstein u.a., *Die Sozialwissenschaften öffnen*.

neu nachdenken. Beginnen wir also mit der Frage: Lassen sich all die Probleme, die wir als Forscher*innen und Theoretiker*innen haben, als Unterschiede in den Methoden begreifen, konkret verstanden als das, was wir tun, um faktische Aussagen über das soziale Leben, ob breit gefasst oder eng, treffen zu können? Oder holen Dispute über Methodik, wenn sie gründlich geführt werden, andere Probleme ans Licht, Probleme, die sich nicht auf Messverfahren und Technik reduzieren lassen, sondern die auf tiefe Spaltungen bei unserer grundsätzlichen Vorstellung hindeuten, wie eine Gemeinschaft von Forschenden etwas über andere menschliche Gemeinschaften und ihre verschiedenen Dynamiken erfahren kann?² Ich frage mich beständig, ob man die Welt der Sozialforschung wirklich aufteilen kann in jene, die an die Existenz sozialer Fakten in einem quantitativen Sinn glauben, und die anderen, die das nicht tun, oder ob diese Aufteilung womöglich ihren heuristischen Nutzen verloren hat. Anders ausgedrückt: Sollten die großen Kontroversen über Natur und Zweck von Forschung in den Humanwissenschaften auf der Ebene der Fakten ausgefochten werden? In einer Hinsicht lautet die Antwort ja: Bevor wir etwas anderes tun, müssen wir einen Weg finden, um »das Phänomen festzustellen« (*establishing the phenomenon*).³ Aber in anderer Hinsicht ist die Antwort nein: Debatten über Methoden enthalten oft implizite Meinungsverschiedenheiten über Natur und Zweck der Untersuchung, über die Struktur des sozialen Lebens selbst und über die Rolle, die der oder die kritische Intellektuelle oder der oder die Sozialforschende bei dessen Verständnis spielt. Wenn wir diese Meinungsverschiedenheiten explizit machen, sehen wir, dass sie

2 Sandra Harding hat eine hilfreiche Unterscheidung zwischen Methode (»eine Technik, um Fakten zu sammeln oder damit fortzufahren«), Methodologie (»eine Theorie und Analyse, wie Forschung vonstattengeht oder vonstattengehen sollte«) und Erkenntnistheorie (»eine Theorie des Zustandekommens von Wissen«) getroffen. Man könnte sagen, dass es bei der Analyse in diesem Buch um die beiden letztgenannten Begriffe geht, wenn wir bedenken, dass Hardings Definition von Methodologie auch einschließt, wie Theorie in bestimmten Disziplinen und auf bestimmten Feldern genutzt und angewendet wird. Aber das lässt sich auch noch anders fassen, wenn wir sagen, dass die evidenzbasierte Methode durch eine konzeptuelle Methode ergänzt werden muss, wobei die Evidenz geordnet und als Teil einer größeren Wissensbehauptung verstanden werden muss. Siehe Harding, »Is There a Feminist Method?«.

3 Merton, »Three Fragments from a Sociologist's Notebooks.«

sich nicht nur um die Methodik im strengen Sinn drehen, sondern auch darum, wie Wissensbehauptungen aus konzeptuellen Innovationen entwickelt, in Publikationen verteidigt und als unzutreffend oder unwahr kritisiert werden (oder, um das so ärgerlich vieldeutige Wort zu benutzen, »problematisiert« werden).

Tatsächlich haben wir unterschiedliche Meinungen nicht nur darüber, wie wir die schiere Existenz dieses oder jenes sozialen Phänomens feststellen, sondern auch, wie wir den Anspruch erheben können, es korrekt und wirksam zu erklären, zu kritisieren oder zu interpretieren. Nach meinem Verständnis stehen im Mittelpunkt der Kontroversen über soziales Wissen diese letztgenannten Meinungsverschiedenheiten und weniger die, ob es so etwas wie soziale Fakten gibt oder nicht. Und deshalb müssen wir diese Meinungsverschiedenheiten angehen, wenn wir über die Welt der »Posts« hinausgelangen wollen.

II

In den Diskursen, die es in der und rund um die aktuelle Sozialtheorie gibt, hat der Postpositivismus eine ziemlich klare historische Bedeutung – der Begriff bezeichnet den Bruch mit bestimmten für selbstverständlich gehaltenen Annahmen über die Einheit der Natur- und Sozialwissenschaften, der sich wie so viele andere Brüche irgendwann in »den Sechzigerjahren« ereignet hat.⁴ Angesichts der Neigung in akademischen Kreisen, intellektuelle Dispute übermäßig zu dramatisieren, sollte es uns nicht überraschen, dass dieser Bruch vor allem in zwanglosen akademischen Unterhaltungen in vage heroischen Begriffen geschildert wird. »Positivist« wird in manchen Bereichen der Humanwissenschaften pejorativ verwendet, weil Positivist*innen die Antagonist*innen der heroischen Protagonist*innen sind, der Postpositivist*innen, die ihre Ketten gesprengt haben und dem Drachen entgegengetreten sind. In diesem Zusammenhang meint »Positivist« oder »Positivistin« eine Per-

⁴ Dieser Bruch wird auf klassische Weise dokumentiert und unterstützt von Bernstein, *Restrukturierung der Gesellschaftstheorie*. Siehe auch Ortner, »Theory in Anthropology since the Sixties«. Eine gute Analyse, wie »die Sechzigerjahre« in allgemeinerer Weise zu einer für die Intellektuellen im Westen relevanten Konstruktion geworden sind, bietet Townsley, »The Sixties: Trope«.

son, die so auf reduktionistische Quantifizierungen fixiert ist, dass sie die Realitäten des sozialen Lebens verfehlt – Bösewichte werden in der Wissenschaft immer mit Unwahrheit in Verbindung gebracht.

Aber was könnte mit Positivismus in einer allgemeineren und dennoch praktisch bedeutsamen Weise gemeint sein, wenn das Wort nicht einfach ein pejorativer Signifikant ist, der auf Arbeiten angewendet wird, denen die geheiligten Werte der Forschenden fehlen, die diesen Begriff so beiläufig verwenden? Wahrscheinlich meinen Postpositivist*innen eines von zwei Dingen, wenn sie von »Positivist*innen« sprechen. Erstens kann sich Positivismus auf eine zugrunde liegende philosophische Verpflichtung auf bestimmte Methoden zur Ermittlung sozialer Fakten beziehen – das ist deskriptiver Positivismus. Dabei lautet das positivistische Kernaxiom, dass die Sozialwissenschaften dadurch zur Wissenschaft werden, dass sie beim Umgang mit Daten bestimmte methodische Techniken verwenden, und vor allem weil Einigkeit darüber besteht, dass bestimmte Wege, um durch Quantifizierung und statistisches Schließen Verlässlichkeit und Validität zu erreichen, überlegen sind. Im Kontext der zeitgenössischen Sozialforschung hängt der unmittelbarste Einwand gegen deskriptiven Positivismus mit den Methoden zusammen, die verwendet werden, um zu exakten Beschreibungen sozialer Phänomene zu gelangen. Ist Quantifizierung und speziell die Korrelationsanalyse die richtige Methode, um zu Fakten über das soziale Leben zu gelangen? Tatsächlich ist das Argument häufig zu hören, die Sozialforschung sollte empiristisch sein, aber die Methoden, um empirische Validität zu erreichen, unterscheiden sich signifikant von denen, die in den Naturwissenschaften oder den (vielleicht irregeleiteten) quantitativen Zweigen der Sozialwissenschaften angewendet werden. Zum Beispiel könnte man die deskriptive Produktion von Wahrheit über alles andere stellen, aber darauf beharren, dass die Deskription qualitativ und einzelfallbezogen bleiben muss. Insofern geht die Tendenz der Sozialforschung zum Empirismus weit darüber hinaus, quantitative Methoden aus den Naturwissenschaften zu übernehmen.⁵

5 John Goldthorpe hat geschrieben, insofern die Ethnografie nicht »irrational« sei, teile sie viele erkenntnistheoretische Annahmen mit der Umfrageforschung. Er argumentiert außerdem für eine »gemeinsame Logik des Schließens« in der qualitativen wie in der quantitativen sozialwissenschaftlichen Forschung und generell sowohl in den Sozial- wie in den Naturwissenschaften. Siehe Goldthorpe,

Positivismus als methodischer Ansatz und Empirismus als Widerstand gegen Theorie sind keineswegs deckungsgleich. Empirismus kann »antipositivistisch« sein. Außerdem kann »Positivismus« sich auch darauf beziehen, Theorie als Anleitung für Forschung zu entwickeln und zu verwenden.

Die zweite Bedeutung von Positivismus bezieht sich insbesondere darauf, wie man Theorie nutzen kann, um Erklärungen zu formulieren. Hier finden wir die philosophischen Argumente der logischen Positivist*innen, die verschiedenen Versuche, ihr Covering-Law-Erklärungsmodell (die Subsumtion unter ein allgemeines Gesetz) auf die Humanwissenschaften zu übertragen, und die immer gewandteren Erben und Erbinnen des Anspruchs, eine wahrhaft universelle Wissenschaft des Sozialen zu konstruieren. Erklärung ist in dieser Sicht das logische Ergebnis der Kombination eines allgemeinen Gesetzes über das soziale Leben mit besonderen Umständen, was dem Forscher oder der Forscherin ermöglicht, das daraus resultierende Ergebnis entweder zu prognostizieren oder zu »retrodizieren« (dazu später mehr). Nach dem, was wir als theoretischen Positivismus bezeichnen könnten, erstreben wir eine soziale Physik, bei der die Theorie den Weg weist, indem sie allgemeine Gesetze des sozialen Verhaltens aufstellt.⁶

Ist eine soziale Physik erstrebenswert? Können wir eine erfolgreiche soziale Physik bekommen? Ob erfolgreich oder nicht, wir haben

»Sociological Ethnography Today«. Goldthorpes eigene Haltung kann man jedoch kaum als empiristisch bezeichnen. Er schlägt vielmehr eine überzeugende Synthese der Theorie des rationalen Handelns und der quantitativen Datenanalyse vor, die man unter der zweiten Bedeutung von Positivismus (»theoretischer Positivismus«) fassen könnte, die ich weiter unten diskutiere. Eine ausführlichere Analyse enthält Reed, »Review Essay. Social Theory, Post-post-positivism, and the Question of Interpretation«.

- 6 Jonathan Turner argumentiert mit Bezug auf die ursprünglich von Auguste Comte formulierte Auffassung, das Ziel der sozialen Physik sei es, »abstrakte Gesetze aufzudecken, und je weniger Gesetze, umso besser«. Deshalb sei es das Ziel der »Wissenschaft, zum Verständnis des Universums zu gelangen, und das Mittel, um zu einem solchen Verständnis zu gelangen, ist die Theorie. Die Soziologie hat es schlechten Philosoph*innen ermöglicht, theoretische Aktivität und »Statistikbündel« zu usurpieren, um die Sozialwissenschaft als Geisel zu nehmen«. Turner, »Returning to »Social Physics«, S. 187f. Zu Turners klassischer Verteidigung des theoretischen Positivismus in der Soziologie siehe ders., »In Defense of Positivism«.

sie jedenfalls: Es gibt in den zeitgenössischen Sozialwissenschaften ausführliche und wohlformulierte Versuche, einen hypergeneralistischen Ansatz zur Erklärung sozialer Phänomene zu entwickeln. Im theoretischen Positivismus finden wir insofern hochgradig generalisierte Hypothesen und Aussagen, die durch empirische Tests verifiziert oder falsifiziert werden müssen, und zugleich starke Argumente dafür, dass die Sozialforschung einen Weg finden müsse, um über die reine Herstellung von Korrelationen hinauszugelangen und stattdessen theoriegeleitete Erklärungen zu produzieren. Anders ausgedrückt: Der theoretische Positivismus hegt ein tiefes Misstrauen gegenüber dem deskriptiven Positivismus. Vielleicht ist das Ziel des theoretischen Positivismus ein Bestand an Sozialwissenschaften, die alle wie die neoklassische Ökonomie aussehen, bei der Einigkeit über die Grundannahmen besteht und die metatheoretische Debatte über die menschliche Natur, die soziale Struktur und die mit der grundsätzlichen Möglichkeit, über beides etwas zu erfahren, verbundenen Probleme der Philosophie und dem einen oder anderen Buch über die Mikrogrundlagen überlassen bleiben.

Um es klar zu sagen: Wenn man die philosophischen Grundlagen des Positivismus oder des logischen Positivismus oder der Kombination von quantitativer Datenanalyse und dem Testen universeller Aussagen nach den jeweils eigenen Bedingungen erfassen will, stehen dafür reichlich Ressourcen zur Verfügung. Die empiristische Wissenschaftsphilosophie hat sich seit der Zeit, als Carl Gustav Hempel die Szene beherrschte, in radikal neue Richtungen entwickelt,⁷ und wenn man die Vorannahmen und das konzeptuelle Vorgehen der strikt »objektivistischen« quantitativen Forschung erfassen will, werden die Handbücher früherer Generationen von zahllosen Büchern über Forschungsdesign in den Sozialwissenschaften in den Schatten gestellt. Dennoch ist sol-

7 In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, wie Wesley Salmons Werk die analytische Tradition in der Wissenschaftsphilosophie über die ursprüngliche Aversion des logischen Positivismus, Theorien über Kausalität über die von Hume gezogenen Grenzen hinaus aufzustellen, erweitert und damit Theorien über Kausalität und (neopositivistische) Theorien wissenschaftlicher Erklärungen zusammengebracht hat. Tatsächlich enthüllt die gesamte Diskussion zwischen Salmon und seinen Kritiker*innen, wie die analytische Wissenschaftsphilosophie ihre eigenen Diskussionen über positivistische/postpositivistische Positionen geführt hat. Siehe Salmon, *Scientific Explanation and the Causal Structure of the World*, und ders., *Causality and Explanation*.

che Forschung gleichzeitig anhaltenden, unermüdlichen Angriffen ausgesetzt, die ihr eine angebliche Neigung vorwerfen, das soziale Leben zu verzerren und zu reduzieren – das Verstehen einer Form der mathematischen Präzision zu opfern, die letztlich illusorisch sei. Solche Argumente sind mittlerweile hinlänglich bekannt.

Das vorliegende Buch ist nicht noch ein weiterer Angriff auf den Positivismus, weder in der Substanz des Textes noch in den skizzierten Zielen, wie wir Theorie in der Forschung anwenden. Vielmehr betrachtet es zwei grundlegende und miteinander verbundene Fragen neu: Wie können und wie sollen Theorie und Evidenz interagieren? Im Postpositivismus gibt es viel Widerstand, diese Fragen (kurz gesagt, dass die Theorie Hypothesen generiert und die Evidenz sie testet) positivistisch zu beantworten, aber wenig Übereinstimmung, wie diese Verschränkung außerhalb des positivistischen Modells vonstattengehen könnte.⁸ Was ist der sogenannte Dialog zwischen Theorie und Evidenz? Wie konstruieren und benutzen wir Theorie, wenn wir keine Hypothesen formulieren? Solche Fragen haben den Anstoß zu diesem Buch gegeben: Ich wollte untersuchen, wie nichtpositivistische Forschung funktioniert, und eine konstruktive Theorie der Wissensbehauptungen von Nichtpositivist*innen formulieren. Daher ist mein Text an der Schnittstelle von Praxis und Präskription angesiedelt: in die Tiefe reichende Textanalyse tatsächlicher Wahrheitsbehauptungen in der Sozialforschung kombiniert mit erkenntnistheoretischer Reflexion.

Die verschiedenen Wege, Theorie und Evidenz zusammenzubringen, bezeichne ich als »Erkenntnismodi«. Der Begriff soll die relative Unabhängigkeit dieser Modi von schwerwiegenden Verpflichtungen auf theoretische Programme, Forschungsagenden oder spezielle Methoden zum Ausdruck bringen. Erkenntnistheoretische Modi diktieren die *konzeptuelle* Methode, durch die Theorie mit Evidenz in Kontakt gebracht wird, sie strukturieren die Erwartungen dahingehend, was ein solcher Kontakt leisten kann, und liefern mehr oder weniger klare Validitätskriterien für die Evaluierung der Erkenntnisse, die dabei herauskommen. Erkenntnistheoretische Modi können auch in abstrakten Ausführungen über die Möglichkeiten und Grenzen von sozialem Wissen artikuliert und hinsichtlich ihrer Prämissen hinterfragt werden. Aber sie decken sich nicht nahtlos mit konkreten

8 Siehe Reed, »Epistemology Contextualized«.

Forschungsprogrammen oder mit einer bestimmten Ideengeschichte der Sozialtheorie oder einer bestimmten Darstellung der Paradigmen von Sozialforschung.⁹

Während die erkenntnistheoretischen Modi, die ich untersuche – der realistische, der normative und der interpretative Modus – Wahlverwandtschaften mit großen Denker*innen und großen Traditionen der Gesellschaftsanalyse aufweisen (Verwandtschaften, die manchen Leser*innen sofort auffallen werden und die ich im Text und besonders in den Fußnoten laufend diskutiere), steht und fällt ihre Wahrheit und Nützlichkeit für das Verständnis dessen, was vorgeht, wenn ein Forscher oder eine Forscherin eine Wissensbehauptung aufstellt, mit dem, was den Kern eines jeden Kapitels in diesem Buch ausmacht: der Analyse tatsächlicher Wahrheitsbehauptungen, die in den Humanwissenschaften erhoben werden, und der Reflexion darüber. Zunächst stelle ich kurz die drei erkenntnistheoretischen Modi vor, die ich untersuche.

III

Im realistischen Erkenntnismodus (Kapitel 2) verweist die Theorie auf die grundlegenden Kräfte und Beziehungen des sozialen Lebens, die unter der Oberfläche der Phänomene liegen, die wir beobachten, erzählen, experimentierend untersuchen und/oder messen. Wenn Forschende Theorie anwenden, verknüpfen sie also eine zugrunde liegende soziale Realität mit den sozialen Phänomenen oder Ergebnissen, die sie erklären möchten. Die Entitäten, auf die sich die Theorie bezieht, geben den Daten ihre Ordnung und den Schlussfolgerungen ihre kausale Kraft. Revolutionen werden durch die fundamentalen Prozesse erklärt,

9 Es gibt jedoch ein Werk, das soziales Nachdenken und Sozialforschung in einer Weise kartografiert, die für den vorliegenden Text besonders relevant erscheint: Hall, *Cultures of Inquiry*. Das vorliegende Buch wurde zweifellos mit einer ähnlichen interpretativen Haltung geschrieben wie das von Hall und teilt einige seiner Argumente, wie im Weiteren deutlich werden wird. Allerdings plädiere ich für eine Rückkehr zur Erkenntnistheorie. Ich sehe das nicht als unvereinbar mit Halls Karte *per se* an, sondern betrachte es eher als ein theoretisches Projekt, dessen Notwendigkeit Halls Karte der soziohistorischen Forschung zeigt bzw. zu dem sie auffordert.

die dazu führen; Gespräche und Interaktionen, in denen Identitäten begründet und aufgelöst werden, werden durch das zugrunde liegende menschliche Streben nach Wahrnehmung erklärt; Bewegungen auf einem Heiratsmarkt werden durch nutzenmaximierendes Verhalten erklärt; das Auftauchen eines kulturellen Phänomens wie etwa *Star Wars* wird dadurch erklärt, wie es die grundlegenden Dichotomien infrage stellt, die den menschlichen Geist strukturieren.

Der Realismus gibt der Vorstellung neuen Auftrieb, dass die Sozialwissenschaft nach Kuhn immer noch eine Verkörperung einer generalisierten wissenschaftlichen Rationalität ist. Diese Rationalität ist jedoch durch die Art und Weise definiert und garantiert, wie sich die Sozialtheorie direkt auf die soziale Realität bezieht und dabei die sozialen Kräfte aufdeckt, die die Welt strukturieren. Das zentrale konzeptuelle Problem des Realismus ist demnach folgendes: Wie kann die experimentelle Arbeit im naturwissenschaftlichen Labor für die Wissenschaft von Gesellschaft und Geschichte transformiert und neu konfiguriert werden? Der Gründungstext der zeitgenössischen kritisch-realistischen intellektuellen Bewegung, Roy Bhaskars *A Realist Theory of Science*, beginnt mit einer philosophischen Analyse, was an der Welt wahr sein muss, damit naturwissenschaftliche Experimente nachvollziehbar und rational sind.¹⁰ Bhaskars nächstes Buch, das für diese Bewegung vielleicht noch wichtiger ist, betrachtet, wie die Sozialwissenschaft die Logik der Naturwissenschaft nachahmen kann oder nicht, die er ursprünglich von der Analyse des Experiments abgeleitet hat.¹¹ Das Problem ist natürlich, dass Menschen der sozialen Realität mit einer gewissen »Konzeptabhängigkeit« begegnen – ein freundlicher Begriff dafür, dass Subjektivität alles durcheinanderbringt. Menschen haben überdies eine eher ärgerliche Neigung, nach Idealen zu streben, sich von übermäßig unrealistischen Zielen motivieren zu lassen und gegenseitig Urteile zu fällen. Dieses Thema – dass das soziale Leben von Menschen nicht nur voller Konzepte ist, sondern auch voller Urteile – wird unter dem zweiten erkenntnistheoretischen Modus abgehandelt, den ich erörtere.

Im normativen Erkenntnismodus (Kapitel 3) ist Theorie das, was ermöglicht, dass Forschung zu einem Dialog zwischen dem oder der Forschenden und dem Erforschten wird – zwischen einer Ethnografin

10 Bhaskar, *A Realist Theory of Science*, Kapitel 1, insb. S. 23–26.

11 Ders., *The Possibility of Naturalism*.

und den Menschen, die sie untersucht, zwischen einem Historiker und den Leben, die er rekonstruiert, zwischen einer Kritikerin und dem Text, den sie betrachtet und in einen neuen Zusammenhang stellt. Theorie bringt die kritische Kraft gut artikulierter utopischer Vorstellungen über die empirische Welt zur Geltung, aber dabei bringt sie auch die politisch-philosophischen Überzeugungen des oder der Intellektuellen mit den utopischen Kapazitäten zusammen, die dem gelebten und erlebten sozialen Leben innewohnen. In dem normativen sozialen Wissen durchdringen sich darum zwei Formen des Bewusstseins wechselseitig, und dadurch werden die Theorien des Guten besser – während sie zugleich darauf abzielen, eine praktische Wirkung zu entfalten. Die Möglichkeiten, einem hegemonialen kulturellen Gebilde Widerstand zu leisten, werden ausgelotet; die im Entstehen begriffenen demokratischen Antriebe von ehrenamtlich engagierten Menschen werden formuliert und deutlicher hervorgehoben; die zutiefst pathologischen Implikationen bestimmter scheinbar befreiender kultureller Praktiken werden ans Licht geholt. Und auf diese Weise wird das Gespräch darüber, was gut ist und was sein sollte, ausgeweitet.

Normative Forschung ordnet das Terrain der normativen Argumentation neu, indem sie Interpretationen des tatsächlichen sozialen Lebens produziert. Aus Kaffeehausgesprächen, solidarischen Bürgerversammlungen, antiimperialistischen Kampagnen und vielem anderen werden Ideale einer besseren sozialen Ordnung herausdestilliert. Auch dystopische Visionen sind Anknüpfungspunkte für normative Forschung, manchmal im Genre der tragischen Ironie: Die normativen Projekte humanistischer Reformen werden (zum Beispiel) als Projekte entlarvt, die im Dienst einer neuen Herrschaftsform normsetzend wirken. Aber das konzeptuelle Kernproblem der normativen Haltung ist, wie solche Kritik, die *tatsächlich* in Gegebenem und Fakten gründet, in einem Einsatz von Theorie verankert werden kann oder gerade nicht, der für erklärende Zwecke nützlicher ist. Eine Bürgerversammlung identifiziert ein Problem, aber wie kann man die Lösung testen, wenn es kein Labor gibt? Anders ausgedrückt: Normativismus deutet entweder auf Realismus zurück oder auf einen anderen Weg voraus, Wahrheitsbehauptungen in der Sozialforschung zu begründen. Und in der Untersuchung des interpretativen sozialen Wissens im letzten Teil dieses Buches geht es darum herauszufinden, wie dieser »andere Weg« aussehen könnte.

In dem, was ich den interpretativen Erkenntnismodus nenne (Kapitel 4), liegt der primäre Fokus des oder der Forschenden auf der Struktur von Signifikation und Repräsentation, den Schichten der sozialen Bedeutung, die der menschlichen Erfahrung Gestalt geben. Der oder die Forschende rekonstruiert den bedeutungsvollen Kontext der sozialen Handlung, und dafür greift er oder sie auf eine Fülle theoretischer Abstraktionen zurück. Diese unterschiedlichen theoretischen Werkzeuge müssen nicht – bei allem Respekt gegenüber dem Realismus – zu einer kohärenten, generellen und referenziellen Theorie sozialer Realität auf abstrakter Ebene führen. Vielmehr verbindet der oder die Forschende einzelne Teile von Theorie mit Teilen von Evidenz, und anschließend werden diese Paare von Theorie und Fakten zu einem sinnvollen Ganzen zusammengefügt. Dieses sinnvolle Ganze ist die tiefe Interpretation, die der oder die Forschende erarbeitet, und sie verleiht dem untersuchten Fall Kohärenz. So werden Hahnenkämpfe neu interpretiert als Demonstration von Status, Männlichkeit und was es heißt, ein Mensch zu sein; eine Revolution wird im Hinblick darauf analysiert, wie die Avantgarde eine bestimmte Weltsicht entworfen und propagiert hat; die Handlungen einer ganzen Kohorte von Politiker*innen oder Wissenschaftler*innen werden zu den formativen Erfahrungen und der narrativen Konstruktion einer kollektiven Identität zurückverfolgt, die daraus entstanden ist.

Interpretative Sozialforschung, so argumentiere ich, muss darum über die Oberfläche der Berichte der handelnden Personen und die unmittelbaren Bedeutungen dessen, was die Daten des oder der Forschenden erkennen lassen, hinausgeführt werden, um die tieferen Bedeutungen zu erfassen, die das untersuchte Handeln enthält. Das können hermeneutisch sensible Forschende mittels der Verwendung von Theorie leisten. Aber selbst tiefe Interpretationen werden üblicherweise – von Anhänger*innen und Gegner*innen gleichermaßen – *als Interpretationen und nicht als Erklärungen* konstruiert. Dieses Problem zu überwinden ist die zentrale konzeptuelle Schwierigkeit des interpretativen erkenntnistheoretischen Modus. Schauen wir uns kurz ein Beispiel an.

Ein Forscher mit einem interpretativen Ansatz untersucht die Hexenprozesse von Salem. In seiner Interpretation versucht er zu ergründen, was für die Puritaner*innen in ihrem Leben Bedeutung hat, und insbesondere die emotional aufgeladene Rolle, die Hexen und Hexerei

in der sozialen Fantasie der Puritaner*innen spielten, insofern sie eine sozial wirkmächtige Metaphysik von Gott, Sex und Patriarchat enthielten.¹² Was für eine Wissensbehauptung stellt diese Interpretation dar? Der entscheidende Punkt ist zumindest bei den Vorgängen von Salem, dass die Metaphysik 1692 durch die Möglichkeit *bedroht* war, Hexen könnten im Kosmos ihr Unwesen treiben, und dadurch wurden die Hexenprozesse zu einer landesweiten Krise, die mit der Ermordung von neunzehn Männern und Frauen endete. Wer fühlte sich durch die Hexen bedroht? Zu welchen Handlungen trieben die Ängste die Menschen, und welche sozialen Prozesse konnten sie auslösen, damit getan wurde, was ihrer Meinung nach getan werden musste? Welche nicht intendierten Nebeneffekte hatten diese Entwicklungen? All das sind kausale, auf eine Erklärung abzielende Fragen, und sie zwingen uns zu fragen, ob oder ob nicht und wenn ja, wie Interpretationen von sozialer Bedeutung Erklärungskraft besitzen können.

Mit anderen Worten: Wenn sich Realismus aus der Logik des Labors ergibt und Normativismus aus der Logik der demokratischen Versammlung oder sozialen Bewegung, folgt die interpretative Haltung aus der Logik der Lektüre eines Textes, und aus der Diskussion über unterschiedliche Lesarten¹³, was die Frage aufwirft: Lesen wozu? Wie gelangen Symbole in die soziale Welt und haben Einfluss auf soziales Handeln – Einfluss, den der Forscher oder die Forscherin zudem verstehen und durch die Konstruktion einer Erklärung anderen mitteilen kann? Die Idee der interpretativen Erklärung ist das Thema von Kapitel 5. Darin führe ich meinen Versuch fort, die interpretative Art und Weise, soziale Wissensbehauptungen zu formulieren, neu zu fassen. Ich argumentiere, dass eine auf Bedeutung konzentrierte Forschung in den Humanwissenschaften nicht nur theorieintensiv ist (Kapitel 4), sondern

12 Reed, »Why Salem Made Sense«.

13 Die Frage ist, inwieweit das Lesen eines Textes auf fruchtbare Weise damit verglichen werden kann, soziales Handeln zu analysieren. Letzten Endes werde ich in den Kapiteln 4 und 5 zu einem Bild des interpretierenden Sozialforschers oder der Sozialforscherin gelangen, das mehr dem eines Theaterkritikers oder einer -kritikerin gleicht als einer Person, die Texte liest. Doch die ganze Frage von Handeln und Text zählt zu den Schlüsseldebatten der kulturellen Wende und wirft viele Fragen auf, die dieses Buch zu behandeln versucht. Die klassische Meditation über Text und soziales Handeln ist Ricœur, »The Model of the Text«. Siehe auch Hekman, »Action as a Text«.

auch kausale Erklärungen entwickelt, allerdings anders als üblicherweise über soziale Kausalität nachgedacht wird. Durch die Aufdeckung, wie soziale Bedeutungen Ursachen *formen* und nicht *erzwingen*, kann der erkenntnistheoretische Modus einen synthetischen Zugang zu sozialem Wissen darstellen und Forschende in die Lage versetzen, soziale Erklärungen zu formulieren und Sozialkritik zu üben.

IV

Diese Rekonstruktionen der erkenntnistheoretischen Modi sollen eine Intervention in und ein Symptom dessen sein, was ich als ein neues epistemologisches Zeitalter der Sozialforschung betrachte – das Zeitalter nach den »Posts«. Nach Debatten über Kultur, Interpretation und der linguistischen Wende, nach innovativen Neuformulierungen der Standpunkt-Theorie und der Wissenspolitik, nach ausführlichen Diskussionen über Macht und Wissen, Interpellation und Subjektproduktion – was soll nach all dem der Produzent oder die Produzentin von sozialem Wissen tun? Ist es möglich zu glauben, dass ein Großteil dessen, was in der postpositivistischen Sozialtheorie geschrieben und gesagt wurde, wahr ist, und dennoch weiter das Ziel zu verfolgen, soziales Handeln zu erklären? Ich denke ja, und durch meine Ausführungen über das soziale Wissen möchte ich diese Möglichkeit sichtbar machen.

Doch insofern dieses Buch ein Symptom eines spezifischen erkenntnistheoretischen Moments ist und das Produkt einer bestimmten Generationenerfahrung – Sozialtheorie erlernt zu haben, lange nachdem die erbittertsten Schlachten über »Postmodernismus« loderten –, zielen die nach Verständnis strebenden Bemühungen und Rekonstruktionen weniger auf die illustre Geschichte von Sozialtheorie und -philosophie und mehr auf die innere Funktionsweise von Texten, die, oft sehr erfolgreich, versucht haben, etwas über die Welt auszusagen – oder zumindest über einen kleinen Teil der Welt. Denn wenn die Sozialtheorie in Form von konkurrierenden Schulen präsentiert wird, wenn Forschungsprogramme nach ihrer Fruchtbarkeit bewertet oder wenn die grundlegenden Traditionen des philosophischen Nachdenkens über Sozialwissenschaft ausgebreitet werden, ist das Ergebnis oft exegetisch ehrlich, aber repetitiv. Es ist auch verwirrend. Da ist nicht nur die Vielfalt von theoretischen Positionen und Forschungsprogrammen, son-

dern jedes Programm beinhaltet zwangsläufig Kombinationen methodologischer Tendenzen, theoretischer Vorannahmen und politischer Implikationen oder Wertigkeiten – neben den Antworten auf die expliziter erkenntnistheoretischen Fragen, die hier betrachtet werden. Wenn man außerdem noch die kodifizierten empirischen Behauptungen einschließt, die oft zu diesem oder jenem Forschungsprogramm gehören (oder vermeintlich gehören), ist das Ergebnis ein wild wuchernder Katalog oder eine Enzyklopädie von letztlich unterschiedlichen Subjektpositionen in einem komplexen, dynamischen Diskurs.

Die Ausbildung in Sozialtheorie umfasst zu erlernen, wie sich dieser Diskurs auf nützliche Weise abbilden lässt, und sehr genau darauf zu achten, wie theoretische Diskurse von ihren jeweiligen historischen Produktionsbedingungen geprägt sind. Doch insofern diese Abbildungen zu einem jeweils eigenen ausgedehnten Apparat sich überschneidender Benennungen und Konnotationen werden, können sie erschöpfend sein. An einem bestimmten Punkt meiner intellektuellen Biografie kam ich zu dem Schluss, diese Erschöpfung bei der Abbildung des Felds der Sozialtheorie mit einem anderen Problem zu verbinden – dem Problem, in welchem metatheoretischen Rahmen man in der Sozialforschung starke, empirisch verantwortungsvolle, theoretisch untermauerte Wissensbehauptungen formuliert. Genau wie ich nahm die Historiker*innen, Anthropolog*innen, Soziolog*innen und Kommunikationswissenschaftler*innen, mit denen zusammen ich ausgebildet wurde, die negativen Aspekte der metatheoretischen Rahmen sehr viel stärker wahr. Wir besaßen keine kohärente marxistische theoretische Struktur, die soziale Erklärung, politisches Urteil und die Interpretation von Kulturen aufnehmen und miteinander verbinden konnte. Wir hatten nicht die Ruhe und den geordneten wissenschaftlichen Rahmen von Variablen und ihren unterschiedlichen Effekten und nicht einmal den Rahmen einer wirklich allgemeinen soziologischen Theorie (fast alle, die mit mir ausgebildet wurden, waren mit geradezu verstörender Gewissheit »postpositivistisch« eingestellt). Wir hatten nicht die Garantie, dass wir einfach in die Welt hinaus (oder in die Archive) gehen konnten, um wertfreie Sozialforschung zu betreiben. Ich befragte meine Freund*innen, Kolleg*innen und Lehrer*innen dazu. Wir alle wussten genau, was wir nicht waren. Wir waren keine Positivist*innen, keine Marxist*innen, keine »Reduktionist*innen« und so weiter und so fort. Aber was war die Negation der Negation? Was waren wir?

Ich bin zu der Ansicht gelangt, dass diese Frage wichtig ist und sich nur in einer erkenntnistheoretischen Weise beantworten lässt. Sie muss gegen eine doppelte Versuchung gefeit sein: gegen die Versuchung der formalen Logik einerseits, die sich stets vom Chaos der Sozialforschung fernhält, und gegen die Versuchung der reduktionistischen Wissenssoziologie andererseits, die kein Gespür dafür hat, wie innere und unpersonliche Imperative in Verbindung mit informeller Argumentation und wissenschaftlicher Kommunikation dafür sorgen, dass Communitys von Forschenden mehr als nur Klubs und Netzwerke sind.¹⁴ Eine Theorie des sozialen Wissens sollte stattdessen durch kritische Reflexion darüber entstehen, was die Forschenden tun, wenn sie Sozialtheorie zu Hilfe holen, um ihre Daten zu verstehen. Das ist zumindest der Ausgangspunkt für Kapitel 1.

¹⁴ Zu der klassischen Kritik, die formale Logik sei zu weit von den Argumenten entfernt, die in verschiedenen Forschungsbereichen Gewicht haben könnten, siehe Toulmin, *Der Gebrauch von Argumenten*. Zur Kritik, wie sehr wissenssoziologische Programme und generell die Wissenssoziologie die soziale Struktur in einer widersprüchlichen Weise verdinglichen, siehe Bohman, *New Philosophy of Social Science*, S. 40–49.

Positionen Sozialforschung weiter denken

In der Reihe **Positionen** erscheinen klassische und neue Texte, die sich damit auseinandersetzen, was wegweisende Sozialforschung methodisch und theoretisch ausmacht, und die aufzeigen, was sie leisten kann.

Sozialforschung weiter denken heißt, mit Positionen zu experimentieren, die inspirieren und irritieren, weil sie die theoretischen und methodischen Konventionen sozialwissenschaftlichen Forschens hinterfragen, überwinden oder neu arrangieren. Die ausgewählten Werke fordern allesamt heraus; sie geben Orientierung und enthalten überraschende Einsichten; sie machen Deutungsangebote und ermuntern zu Kritik.

Ziel der Reihe des **Hamburger Instituts für Sozialforschung** ist es, methodisch und theoretisch kreativen Impulsen mehr Gewicht in wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen zu verleihen. Dazu versammelt **Positionen** sowohl Originaltexte als auch Übersetzungen.

Zum Autor

Isaac Ariail Reed ist Professor für Soziologie an der University of Virginia, Charlottesville.

Für Hans-Gerhart Rosenthal (1913–2008)

Für Hannah Katarina Bair, die außergewöhnliche Hermeneutin

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de

© der deutschen Ausgabe 2022 by Hamburger Edition
Licensed by the University of Chicago Press, Chicago, Illinois, U.S.A.
© 2011 by The University of Chicago. All rights reserved.
Titel der Originalausgabe: »Interpretation and Social Knowledge.
On the Use of Theory in the Human Sciences«

Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras, Hamburg
Satz aus DTL Albertina ST und Linotype Univers Condensed
Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86854-344-5
1. Auflage Mai 2022